

Umgang mit Vielfalt im Bildungswesen

Am 14. und 15. Mai 2012 fand in der Diplomatischen Akademie in Wien das 4. Workshop der Arge Bildung und Ausbildung der Österreichischen Forschungsgemeinschaft statt.

Univ. Prof. DDr. Christiane Spiel spricht in ihren einleitenden Worten die Tatsache an, dass sich die Bildungswissenschaft um eine Versachlichung der Diskussion um Bildung und Ausbildung bemüht. Die Themen sind seit Jahren die gleichen, es wurden Vorschläge für konkrete Maßnahmen gemacht, entscheidende Änderungen konnten aber bisher nicht bewirkt werden. Es fehlt das Geld für die Bildungsforschung, junge Wissenschaftler/innen sind an Transferforschung in diesem Bereich nicht interessiert weil sie damit keine internationale Anerkennung erreichen können.

BM Dr. Karlheinz Töchterle betont den Unterschied zwischen einem Studium des Fachgebietes im Bereich der wissenschaftlichen Erforschung und dem Lehramtsstudium. Vielfalt kann von verschiedenen Seiten gesehen werden, sie kann sich auf das Fächerangebot oder auf die Studierenden beziehen. Bei dieser Veranstaltung steht die Vielfalt der Studierenden im Zentrum. In Anspielung auf das Buch von Markus Hengstschläger „Die Durchschnittsfälle“ verweist er auf die Bedeutung eines allgemeinen Kanons und eines objektiven Maßstabs durch Standards. Bei den Auszubildenden kann man sich aber nicht nur auf die Förderung der Stärken konzentrieren, man muss auch die Schwächen sehen um ihnen entgegen wirken zu können.

Dr. Bilal Barakat, Wittgensteinzentrum für Demographie, beleuchtet die „*Vielfalt im Österreichischen Bildungswesen aus der demographischen Perspektive*“. Trotz eines Geburtenrückgangs ist die Zahl der Schüler/innen in den Jahren seit 1950 stabil geblieben, da die Jugendlichen jetzt länger im Schulsystem verbleiben. Der Anteil der Frauen im Lehrberuf hat sich aber deutlich im Vergleich zu jenem der Männer erhöht. Seit 1980 machen mehr Mädchen als Burschen die Reifeprüfung. Der Anteil der Schüler/innen mit Sonderpädagogischem Förderbedarf (SPZ) ist in der Hauptschule am größten, in der AHS kaum existent. Etwas mehr als 18% der Schüler/innen haben nicht Deutsch als Umgangssprache. Der Anteil der Schüler/innen mit ausländischer Zugehörigkeit liegt in Österreich bei knapp unter 10%, das ist im europäischen Vergleich eher hoch, liegt aber deutlich unter der Schweiz mit 22%. Bei demographischen Angaben fokussiert man hauptsächlich auf Alter und Geschlecht. Man sollte im Bildungsbereich aber weitere Faktoren hinzuziehen:

- die Familienformen: Alleinerzieher/innen, Einzelkind (großer Anstieg in beiden Fällen)
- Einschulungsdatum: Alter der Kinder variiert ein ganzes Jahr ohne dass wiederholt wird
- Verhältnis Senior/innen zu Familien mit Kindern und Jugendlichen: Die Gruppe der Senioren wird zahlenmäßig größer, wenn sie keine Kinder haben, ist ihr Interesse an Investitionen im Schulbereich geringer.

Bei den Lehrerenden ist die Heterogenität weitaus geringer als bei den Schüler/innen. Die Heterogenität ist innerhalb von Klassen, Schulen, Bezirken und Bundesländern unterschiedlich, aber oft sehr groß.

In der **Diskussion** wird die Frage danach gestellt, ob die Lehrerschaft stärker das Gesellschaftsbild widerspiegeln sollte. Weiters wird nach der genauen Definition von Migrationsstatus gefragt und ob nicht beim Themenkomplex Migration und Bildung die Beherrschung der Sprache das Entscheidende wäre.

Univ. Prof. Dr. Albert Ziegler, Universität Nürnberg-Erlangen, gestaltet einen Beitrag zum Thema „*Individualisierung als Zugang zum Umgang mit Vielfalt*“. Zunächst zählt er Probleme auf, die der Individualisierung entgegenstehen. So spricht ein Schüler innerhalb von neun Jahren Englischunterricht weniger als eine Schulstunde tatsächlich Englisch. Bei einem Einzelunterricht hätte er wesentlich mehr Chancen. Unter die Besten 2% in einem Bereich zu kommen, gelingt nur mit Einzelunterricht. Eine pädagogisch ungeschulte Mutter die einem Kind etwas beibringt, gewinnt gegenüber jedem pädagogisch geschulten Lehrer, der es mit vielen Schüler/innen und einer heterogenen

Gruppe zu tun hat. Ziegler verweist dann auf einige Ergebnisse, die PISA aufzeigte. Nur etwa 4% der Schüler/innen liegen genau im Durchschnitt, der Leistungsunterschied beträgt im Extremfall bis zu sechs Jahren, in Deutschland liegt er bei etwa fünf Jahren in der 9. Schulstufe. Intelligenztests haben eine riesige Intelligenzspanne innerhalb einer Klasse aufgezeigt. In einer 6. Schulstufe waren 40% mindestens drei Jahre vom Durchschnitt entfernt. Auf der emotionalen Ebene kann man feststellen, dass die Angstwerte immer mehr ansteigen, aber hier verläuft alles eher homogen.

Ziegler unterscheidet zwischen dem Bildungskapital, das der Gesamtbevölkerung zur Verfügung steht und dem Lernkapital, über das nur das Individuum verfügt. Das Bildungskapital teilt er in die Bereiche ökonomisch, kulturell, infrastrukturell, sozial und didaktisch, das Lernkapital in die Bereiche organismisch, telisch, aktional, episodisch und attentativ.

Die unterschiedliche Verfügbarkeit von Bildungs- und Lernkapital ist ein guter Indikator für Handlungsbedarf im Bereich der Individualisierung. Der Migrationshintergrund allein ist es nicht! Und Individualisierung darf nicht auf selbstreguliertes Lernen reduziert werden, dieses muss erst sehr gut erforscht werden.

In der **Diskussion** wird nach der Sinnhaftigkeit des Nachhilfeunterrichts als Einzelunterricht gefragt, der von Ziegler als absolut sinnvoll bezeichnet wird. In Deutschland werden dazu vermehrt Senior/innen eingesetzt. Ein wichtiger Faktor beim Erlernen einer Sprache ist die Lernumwelt, das Erlernen im Land erfolgt ohne belehrend zu sein. Die Heterogenität sieht Ziegler für den Unterricht negativ, wenn die Lehrpersonen keine Rücksicht darauf nehmen, andererseits kann sie aber auch zur Chance werden. Individualisierung ist die Reaktion auf Heterogenität, sie bedeutet unterschiedliche Maßnahmen einzusetzen um gleiche Ergebnisse zu erzielen.

Univ. Prof. Dr. Ingrid Gogolin, Universität Hamburg, spricht zum Thema „*Der Umgang mit Migration und Interkulturalität im Bildungswesen*“. Um 1960 kamen die Migrant/innen hauptsächlich aus den Ländern des damaligen Ostblocks, vornehmlich aus Polen, nach Deutschland. Im Jahr 2000 waren es vorwiegend Menschen aus der Türkei, und 2010 finden sich viele Migrant/innen aus vielen Ländern, die im Einzelnen gar nicht angegeben werden. Die Sprachenvielfalt ist aber wesentlich größer als die Staatsvielfalt, für einen Einwanderer aus der Türkei kommen 34 Sprachen in Frage, aus China 292 und aus Polen immerhin auch noch 14. In Österreich sprechen Migrant/innen durchschnittlich drei Sprachen, 40% sogar vier bis fünf Sprachen. Die „Super-Diversität“ ist Realität. Ihre Probleme liegen im juristischen Bereich, in der Geschlechtergerechtigkeit, der sozio-ökonomischen Lage der Menschen und in der kulturellen Diversität.

Die Ansprüche an die Forschung der Vervielfältigung der Vielfalt gerecht zu werden sind groß.

Im Schulbereich zeigen sich folgende Probleme: Die Verteilung Stadt – Land ist äußerst ungleich; der Bildungsaufstieg ist für die Kinder schwierig wenn die Eltern nicht über ausreichend Bildung verfügen; diese Bildungskarrieren enden meist mit dem Pflichtschulabschluss. Bei PISA zeigte sich, dass jene Schüler/innen, die bereits in Österreich geboren wurden, keine Vorteile hatten. Das Bildungssystem muss daher die durchgängige Sprachbildung leisten. Unterschieden werden muss zwischen Alltagssprache und Bildungssprache. Während man sich die Alltagssprache innerhalb von einem halben bis einem Jahr aneignen kann, dauert es bei der Bildungssprache vier bis acht Jahre. Für alle Kinder, wo zu Hause Literalität wenig gepflegt wird, ist die Bildungssprache eine Fremdsprache. Es muss daher in jedem Unterrichtsfach die Sprache als Bildungssprache gepflegt werden, das setzt Kooperation und Vernetzung im Lehrerteam voraus.

Wir brauchen gute Schulen für alle Kinder in heterogenen Gesellschaften, fordert Gogolin. Gute Schulen gestalten eine Lerngemeinschaft, sie arbeiten mit den Eltern zusammen, sie bemühen sich um ein positives Lernklima, der Fokus wird gleichwertig auf Lehren und Lernen gelegt. Es wird eine mit Informationen angereicherte Umgebung geschaffen und alle Lehrer/innen verstehen sich als Sprachlehrer/innen. Mehrsprachigkeit wird anerkannt und bei der Leistungsbeurteilung wird abgewogen: ist die Anforderung an die kognitive Leistung hoch, kann sie bei der Anforderung an das sprachliche Ausdrucksvermögen geringer sein und umgekehrt. Es gibt good practice Beispiele, aber es handelt sich immer nur um Einzelfälle. Gute Ideen sind dazu da um kopiert und adaptiert zu werden.

In der **Diskussion** antwortet Gogolin, auf die Frage was sie der Bildungspolitik empfehlen würde, dass man sich stark auf die Pädagog/innenbildung konzentrieren müsse, da in Deutschland die Schulstruktur ein Tabuthema sei. Aus der Forschung hat man dazu schon viele Erkenntnisse gewonnen, sie müssten nur umgesetzt werden. Sie lobt den Einsatz von Standards als Systemmonitoring, auch wenn sie dem einzelnen Kind/Jugendlichen persönlich nichts bringen. In den Schulen wird die muttersprachliche Kompetenz viel zu wenig entwickelt, sie müsste auch im schriftlichen Bereich vermittelt werden. Neun Jahre Englisch sind für sie eine Verschwendung. Es wird angemerkt, dass es im englischsprachigen Raum ausgewiesene „Hochsprachenvokabel“ gibt, die im Deutschen fehlen. Gogolin warnt vor der Kritik „Das ist doch kein richtiges Deutsch“. „Richtiges Deutsch“ gäbe es nicht, nur ein „angemessenes Deutsch“. Lehrpersonen sollen sprachliches Vorbild sein, man sollte aber auch Dialekte zu lassen. In diesem Zusammenhang wird allerdings von Vertreter/innen der Ausbildungsstätten beklagt, dass sich Personen für das Lehramtsstudium melden, die keine Bildungssprache beherrschen oder diese zumindest nicht sprechen wollen. Ebenso wird kritisch angemerkt, dass sich die Deutschkenntnisse von türkischsprachigen Schüler/innen verschlechtert hätten, seit über Kabel türkisches Fernsehen empfangen werden kann.

Univ. Prof. DDr. Christiane Spiel und Dr. Barbara Schober, Universität Wien, befassen sich mit *„Der Umgang mit Geschlecht im Bildungswesen“*. Formal haben Burschen und Mädchen die gleichen Möglichkeiten, in der Praxis sieht es oft anders aus und beide erleben Nachteile. (z.B. Tests für Medizinstudierende, Lesetests bei PISA, Karrieremöglichkeiten im Schulbereich). Zwischen dem 3. und 7. Lebensjahr entwickeln Kinder ziemlich rigide Geschlechterstereotype, zwischen dem 7. und 11. Lebensjahr werden diese flexibler. Knaben schreiben ihren Erfolg ihren Fähigkeiten, Mädchen ihren Misserfolg ihren mangelnden Fähigkeiten zu. Bereits Lehramtsstudierende glauben, dass bei Knaben der Erfolg ihrer Begabung, bei Mädchen ihrem Fleiß zuzuschreiben sei. Der Misserfolg habe bei Knaben seine Ursache in deren Faulheit, bei Mädchen liege es an der mangelnden Begabung. Frauen glauben manchmal, dass sie ihren Erfolg gar nicht verdienen würden (Impostor Phänomen).

Eine Rückkehr zur Monoedukation würde aber gesamt gesehen keine Vorteile bringen. Entsprechende Studien enthalten außerdem noch viele Fehlerquellen.

Bei einer reflexiven Koedukation werden sich Knaben und Mädchen ihrer Kompetenzen bewusst und können diese ohne Einschränkung entwickeln.

Für Lehrende an Schulen die den Pädagogischen Hochschulen angeschlossen sind, wurde das Trainingsprogramm Reflect entwickelt.

Als Folgerungen für das Bildungssystem ergeben sich unter anderem:

- Förderung von Lernmotivation und Selbstregulation
- Berücksichtigung von Interesse und Vorwissen
- Förderung sozialer Kompetenzen
- Gegenüberstellung der Vielfalt der Lernenden einer Vielfalt der Lehrenden

In der **Diskussion** werden immer wieder die stereotypen Einstellungen kritisch angesprochen, die offensichtlich schon bei jenen bestehen, die noch in der Ausbildung sind und noch gar nicht unterrichten. Es wären mehr Forschungsergebnisse für definitive Aussagen notwendig. Ob verschiedene Elemente der Leistungsbeurteilung wie Portfolio, Projektunterricht eher den Mädchen entgegen kommt, wird von Dr. Schober nicht bestätigt. Verurteilt wird die Tatsache, dass man in Österreich und Deutschland in der Öffentlichkeit mit schulischen Misserfolgen prahlen könne, was in anderen Ländern nicht möglich wäre.

Der zweite Tag beginnt mit einem Referat von **Prof. Dr. Ewald Feyerer**, PH Oberösterreich, zum Thema *„Der Umgang mit besonderen Bedürfnissen im Bildungswesen“*. Er befasst sich zunächst mit dem Begriff „besondere Bedürfnisse“, der negativ besetzt ist weil auf negativ abweichende Fähigkeiten fokussiert wird. Grundsätzlich hat aber jedes Kind seine eigenen „special needs“, die man mit besondere „Bedarfe“ übersetzen sollte. Man unterscheidet drei Konzepte

- Segregation (two track way): der Fokus wird auf das individuelle Defizit gelegt, es gibt eine getrennte Förderung durch die Einrichtung von Sonderschulen
- Integration (multi track way): Hier laufen Sonderschulklassen und Integrationsklassen parallel, Kinder bekommen eine zusätzliche Unterstützung
- Inklusion (one track way): es gibt keine Sonderschulen mehr, es handelt sich um eine optimierte und qualitativ erweiterte Integration.

Bei der Inklusion wird das System komplett geändert, man wechselt zu einer Bildung für alle, an Stelle der Eingliederung einer Minderheit in die Mehrheit geht es um die Vielfalt in Gemeinsamkeit. Die Heterogenität wird zur Normalität. Die Ressourcenzuweisung erfolgt nicht schulbezogen sondern kindbezogen.

Die Schule ist demokratisch strukturiert, alle dürfen alles lernen, müssen aber nicht. Alle Kinder lernen gemeinsam je nach Entwicklungsniveau am gleichen Gegenstand, alle bekommen die nötige Unterstützung.

Integration ist heute zwar kein Streitthema mehr, da die Vorteile für alle, vor allem auch jene ohne besondere „Bedarfe“, bekannt sind. Trotzdem gibt es kaum Gymnasialklassen als Integrationsklassen in Österreich, Integration findet hauptsächlich in den Volks- und Hauptschulen statt. Die Inklusion stößt bei uns an systemische Grenzen. Es gibt elf Sonderschularten in Österreich. Die Feststellung von SPF ist nicht transparent, die Frage der Integrationsfähigkeit wird an das Kind gestellt und nicht an das System. Die Segregation ist wieder steigend. Zwischen den einzelnen Bundesländern gibt es große Unterschiede, NÖ hat die meisten Sonderschulen, die Steiermark ist führend bei der Integration. Für die Lehrer/innen ist die Herausforderung sehr groß der Vielfalt didaktisch gerecht zu werden und Individualisierung und innere Differenzierung in den Schulalltag bringen zu können.

Die Vielfalt muss politisch gesteuert werden. Das Elternrecht der freien Entscheidung ist in der Praxis eine Farce, da die Schulumöglichkeiten von den örtlichen Gegebenheiten abhängen.

Feyerer plädiert dafür die Inklusion als Chance sowohl für das Regel- als auch für das Sonderschulwesen zu sehen. Es sollten keine Sonderschullehrer/innen mehr ausgebildet werden, sondern alle Pädagog/innen wären entsprechend zu schulen. Das müsste in die „Pädagog/innenbildung Neu“ aufgenommen werden. Inklusion kann nur eine Frage des „Wie“ nicht des „Ob“ sein. Hier muss man radikal denken, es aber pragmatisch und in entsprechender Übergangsfrist umsetzen.

In der **Diskussion** geht es um die Ressourcenzuteilung, die nicht ganz nachvollziehbar wäre. Sie erfolgt derzeit nach der Anzahl der Pflichtschüler/innen. Diese sinkt aber, während die Anzahl der Kinder mit SPF steigt. Auf die Angst der Lehrenden was denn überhaupt erlaubt und machbar sei wird hingewiesen, dies müsste aber laut Feyerer überwunden werden. Als positives Beispiel wird die Integration von nicht Behinderten in Klassen mit Behinderten verwiesen. Negativ wird gesehen, dass auch die Neue Mittelschule die ganze Last der Integration tragen müsse und die AHS sich heraushalten. Kritisch wird angemerkt, dass man ein System eingeführt habe ohne die Leute zu befähigen damit umzugehen. In den Schulversuchen gab es viel Unterstützung, im Regelschulwesen wurde diese stark reduziert.

Prof. Dr. Christoph Perleth, Universität Rostock, befasst sich mit dem Thema „*Der Umgang mit besonderen Begabungen im Bildungswesen*“. Begabung muss als Wechselwirkung zwischen Lernumwelt und Individuum entwickelt werden können und als Potenzial für Leistung gesehen werden. Bei besonders begabten Menschen findet man angeborene Merkmale des kognitiven Apparates und die Intelligenz ist ein wichtiger Bestandteil.

Es werden einige Begabungsmodelle vorgestellt (Münchener Leistungs- und Begabungsmodell, Gagnes Modell, Sternbergs Pentagon der Hochbegabung).

Unter Hochbegabung versteht man einen IQ über 130.

Im Unterricht müssen sowohl das höhere Anforderungsniveau, als auch das höhere Lerntempo und die höhere Selbststeuerung beim Lernen berücksichtigt und ein größerer Freiraum für Aktivitäten gewährt werden.

Die Schule muss die besonderen Begabungen erkennen um eine „Vulgär-Inklusion“ zu vermeiden.

Sie muss Raum schaffen um auf die Motivationslagen, die Interessen und Kompetenzen der Schüler/innen eingehen zu können. Problematisch wird es, wenn die Lehrer/innen merken, dass die Schüler/innen mehr wissen als sie und mit der Vielfalt der Begabungen nicht umgehen können. Der Standard bedeutet für Hochbegabte keine Herausforderung. Sie treffen oft auf Unverständnis und Ablehnung seitens der Lehrpersonen. Die fehlende Individualisierung führt sowohl zu einer Unter- als auch zu einer Überforderung. Dass sich ein Hochbegabter oft nur durch Zufall durchsetzen kann, wird am Beispiel des Mathematikers Friedrich Gauss illustriert.

Die Hochbegabten können in folgende Gruppen unterteilt werden:

- Underachiever: ihre Hochbegabung wird nicht erkannt, sie können ihr Potential nicht in Leistung umsetzen
- Overachiever: ihre Leistung ist im Vergleich zu ihrem Potential und ihrer Begabung sehr hoch
- Risikogruppen: Mädchen. Kinder mit Migrationshintergrund, Hochbegabte mit Teilleistungsschwächen

Das Schulsystem bietet folgende praktische Möglichkeiten des Umgangs mit besonders Begabten:

- Akzeleration: vorzeitige Einschulung, Überspringen von Schulklassen, flexible Eingangsstufen, D-Zugklassen, Springerklassen
- Enrichment: Wettbewerbe, SEM-Compacting
- Mischform aus beiden

In einer begabungsfreundlichen Schule müssen Lehrpersonen und Schulleitung sowohl von ihrem Fach als auch von ihren Schüler/innen begeistert sein. Die Schule muss Individualisierung anstreben, sich mit anderen Schulen vernetzen, viel in die Weiterbildung der Lehrpersonen investieren und den Schüler/innen viele Angebote machen. Verwaltungstechnische Probleme dürfen kein Hindernis sein, Hochbegabte fördern kann auch bedeuten Gesetze brechen zu müssen!

Die Begabungsförderung sollte grundsätzlich im gesamten Bildungsbereich stattfinden, beginnend mit dem Kindergarten und bis zur beruflichen Bildung und der Universität reichen, wobei das Bologna-System mit seiner Verschulung Probleme schafft. Aber die Ausbildung der Begabtenförderer ist ein wichtiges Element. Am BRG Wels wird derzeit ein Schulentwicklungsprogramm vom ÖZBF begleitet.

In der **Diskussion** werden Akzelerationsmaßnahmen auch kritisch gesehen. Erneut wird bedauert, dass Begabung oft nicht anerkannt wird und Politiker in Deutschland und Österreich damit prahlen können, trotz schulischem Misserfolg etwas erreicht zu haben. Ob hochbegabt im schulischen Zusammenhang bedeutet, in vielen Bereichen hochbegabt sein zu müssen, ist wissenschaftlich nicht geklärt. Bei der Intelligenz ist es noch relativ einfach fest zu stellen, bei der Kreativität bereits schwieriger. Kann man durch lange und intensive Beschäftigung das gleiche erreichen wie durch Begabung? Und wie wichtig ist die Förderung in der Familie? An den Universitäten gehen die Ausbilder/innen der Lehrer/innen stetig zurück, derzeit sind es noch 60% der Lehrenden, bald werden es nur mehr 20% sein. Die Frage, ob auch soziale Fähigkeiten gefördert werden sollen, wird bejaht, allerdings sollte man soziale Fähigkeiten nicht von den Fachkenntnissen trennen.

Im letzten Teil der Veranstaltung werden **drei good-practice Beispiele** zum Thema Vielfalt als Potential vorgestellt.

Sandra Haas präsentiert den geschlechtssensiblen Kindergarten Sun and Care, der Buben und Mädchen in allen Bereichen Chancengleichheit bieten und neue und zum gängigen Rollenbild alternierende Möglichkeiten aufzeigen soll. Das Konzept beruht auf vier Säulen:

Personal – Raum – Planung und Reflexion – Elternarbeit

- Personal: der Wunsch wäre Frauen und Männer in gleicher Zahl als Pädagog/innen einsetzen zu können, ist aus Personalmangel nicht machbar. Die Männer beschäftigen sich dort auch mit dem Puppenspiel.
- Raum: Keine Bau- oder Puppenecken, das Spielmaterial steht für alle in Rollcontainern zur Verfügung, gespielt wird auf Spielteppichen; Platz um sich zurückziehen zu können.
- Planung und Reflexion: Verwendung einer geschlechtergerechte Sprache, das trifft auch auf

die Lieder zu. Die Interessen der Kinder stehen im Vordergrund und nicht die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen. Zeitweise werden auch geschlechterhomogene Gruppen gebildet.

- Elternarbeit: Väter und Mütter werden gleichermaßen in den Alltag integriert. Es gibt einen Väter Keksbacktag und einen Mütter Werktag.

Lisa Minnerop-Haeler stellt die Lernwerkstatt Donaustadt vor. Es handelt sich dabei um eine inklusive Wiener Mittelschule mit ca 24 Schüler/innen pro Klasse, 10 Integrationsklassen mit je fünf I-Kindern. Zwei bis drei Kinder pro Klasse haben AHS Reife. 30% der Kinder der Schule haben Migrationshintergrund. Es werden Jahrgangsteams gebildet und es unterrichten in einer Klasse AHS-Lehrer/innen, Hauptschullehrer/innen und Integrationslehrer/innen. Alle sind aber für alle Schüler/innen zuständig und müssen sich bereit erklären auch Fächer zu unterrichten, die sie nicht studiert haben. Jedes Kind soll entsprechend seiner Begabungen gefördert werden. Jede Woche gibt es eine zweistündige Teamsitzung, dabei wird auch der Stundenplan erstellt. Bis zur 7. Schulstufe gibt es keine Ziffernnoten. KOMPASS Die Teamarbeit erweist sich manchmal als schwierig, da vor allem neu hinzukommende Lehrer/innen vom Projekt nicht immer überzeugt sind. Es gibt Überlastung, aber auch Leerläufe, als Ausgleich sucht man die Zusammenarbeit mit Pensionisten, Studierenden und Zivildienern. Begabte oder gar hochbegabte Kinder gibt es eher nicht. Das Projekt wird von der Universität derzeit evaluiert.

Rektorin **Prof. Dr. Anneliese Wellensiek** spricht über das neue Projekt der Lehrer/innenausbildung an der PH Heidelberg. Kinder, die anders sind, werden oft ausgeschlossen, da das Bildungssystem nicht mit ihnen umgehen kann. Angehende Lehrer/innen sollten daher an der PH die Möglichkeit bekommen individualisiert zu studieren um dann selbst Individualisierung im Unterricht einsetzen zu können. So wurde das Heidelberger Profil entwickelt. Bei den Studierenden soll das fächerübergreifende vernetzte Lernen gefördert werden. In allen Studienphasen soll Tutoring, Mentoring und Counselling geboten werden. Formate zum selbstgesteuerten Kompetenzerwerb werden etabliert. Ein übergreifender Studienbereich (ÜSB) wurde eingeführt, der folgende Bereiche als Querschnittsmaterie erfasst:

- wissenschaftliches Arbeiten (1. - 2.Semester)
- Diversität und Inklusion (3. - 5. Semester)
- Gesellschaftliche Beteiligung (6. - 8. Semester)

Dies gilt für alle Studierenden von der Primärpädagogik bis zur Sekundarstufe 2. Alle Fächer mussten zugunsten dieses übergreifenden Studienbereiches Stunden abgeben. Nach dem 2. Semester findet ein Test statt ob das Studium fortgesetzt werden darf.

Auf die Frage, welchen weiteren Bildungsweg die Abgänger/innen der Lernwerkstatt einschlagen, meint Minnerop-Haeler, dass manche Kinder nicht zu Rande kämen andere in eine höhere Schule wechseln und dann studieren. Untersuchungen darüber gibt es nicht. Auch Haas kann nicht im Detail weiter verfolgen, wie die Kinder in der Volksschule zurechtkommen. Sie würden sich anpassen, aber selbstbewusst sein. Die Eltern sind eher alternativ eingestellt, der Kindergarten bemüht sich aber um eine Durchmischung und arbeitet auch mit Flüchtlingsorganisationen zusammen. Die Ausbildung in der BAKIP bewertet Haas positiv, sie sollte aber stärker praxisbezogen sein. Wellensiek berichtet von heftigen Diskussionen in Heidelberg zum Thema Fachdidaktik versus Sonderpädagogik als ÜSB geplant wurde. Sie verweist auf Kanada das mit einer Gesamtschule equity und excellence schafft, Baden-Württemberg hat es mit sechs Schultypen nicht geschafft. Eine verbesserte Lehrer/innenausbildung soll hier Veränderungen bringen.

Zum Abschluss betont **Univ. Prof. DDr. Spiel** die Bedeutung der Pädagog/innenausbildung und hofft, dass in Österreich in diesem Bereich bald ein entscheidender Schritt gesetzt werden wird.

Christine Krawarik

